

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 320.

Dienstag, 22. November

1932.



## Vin Brautkron

Ein Roman von Else Sparwasser.

6. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

„Fortlaufen!“ dachte die Müllerin: „Jesus Maria... nur fort...“

Doch die Augen Julianes lähmten ihr jeden Willen: „Weißt du noch, Müllerin, wie ich in meiner Verlassenheit vor der heiligen Mutter auf den Knien lag... damals trug sie noch ihre Krone... weißt du das noch? Da hast du all meine Treue für dich totgetreten. Da gingst du Arm in Arm mit der Erbhöfäurin... Euer Brautglück und Eure vielen Taler packten so schön zusammen... da hast du mich verleugnet und verraten. Ihr zwei habt die Burschen aufgebracht, daß sie vor meiner Tür Häßel streuten... ihr habt das Bier spendiert, damit sie die Kagenmusik machten vor meiner Hütte, als ich allein und verlassen in den Wehen lag. Nun hat dich der Himmel geschlagen dafür. Weil du mich und mein Kind verachtet hast, mußtest du deine drei in einer Woche begraben...“

Die Müllerin brach in heißes Weinen aus: „Was willst du also dann noch von mir? Ist noch nicht genug?“

„Noch nicht, liebe Müllerin! Denn das war nur die Strafe des Himmels! Nun kommt erst meine Rache: Weil du die erste warst im Dorf, die neben der Erbhöfäurin den Stein auf mich geworfen hat, hab ich dir jetzt deinen Mann genommen!“

Wortlos sank die Frau in die zitternden Knie.

„Ich hab ihn dir genommen!“ sprach Juliane auf sie herab: „Nacht für Nacht kommt er zu mir geschlichen... toll vor Verliebtheit wie damals an deinem Polterabend. Und Nacht um Nacht liegt er mir im Arm. Was weißt du davon, wie dein Mann zu küssen versteht... du mit deinen vielen Talern und deinem Budel...?“

Es läutete vom Kirchturm herab zur heiligen Wandlung. Die Müllerin erhob sich still und schleppte langsam und schwerfällig den Kirchsteig hinauf wie ein todfranker Mensch.

Juliane stand bei den Haselnußbüschen und rief ihr nach: „Gelt, das tut weh... Müllerin... gelt, das tut weh...?“

Vom Abendläuten an Allerheiligen bis zum Morgenläuten Allerseelen dürfen die Toten ausruhen von den Qualen des Fegefeuers. Dann kommen sie

heimlich in die Häuser zurück, in denen ihr Sarg gestanden. Dort bestreichen sie ihre Brandwunden mit kühlendem Öl und stärken sich an den Kuchen, die man für sie bereit gestellt.

Es gab in Heiligenkreuz kein Haus, in dem nicht am warmen Herdfeuer die ganze Nacht die Sterbekerzen brannten. Es gab keinen Dörfler in dieser Nacht, der nicht von seinem sicheren Zuhause aus angstvoll zu der Kirche hingeseilt hätte. Denn um Mitternacht auf Allerseelen sind die Toten der Gemeinde im Kirchenschiff um den verstorbenen Pfarrer versammelt und lauschen auf seine Predigt. Wehe dem Frevler, der da aus Neugier einzudringen wagte! Er würde zerrissen von den rasenden Toten.

Schien auch der Mond nicht zu hell, auf daß nicht wieder ein Unheil geschah wie dereinst in Salzungen im Jahre des Herrn 1786? Da erwachte eine Frau um Mitternacht auf Allerseelen und hielt den Mondschein für Morgendämmerung... und ging zur gewohnten Frühmesse in die Gottesackerkirche. Das Kirchenschiff war gefüllt bis auf den letzten Platz, doch alle Gesichter waren wie mit Spinnweben verhüllt. Da erkannte sie den toten Pfarrer und entfloß im letzten Augenblick dem Gespensterheer. Nur ihren Mantel erwischten noch die Toten. Seine Feheln lagen am nächsten Morgen über alle Gräber verstreut.

Allerheiligen... Freinacht der Toten!

In der Mühle stellte die kleine, bucklige Frau drei Kerzen auf den Tisch und kniete die ganze Nacht davor mit tränenblinden Augen. Im Erbhof ging die Bäurin durch das Haus mit harten, schweren Schritten, goß Weihwasser ins Herdfeuer und warf geweihte Palmen dazu, schichtete in der Diele die pompösen Aftersfränze für den nächsten Morgenbesuch auf dem Friedhof zurecht und achtete darauf, daß keine Ofengabel verlehrt stand im Haus. Was ihr der Bauer auch Schweres angetan... er sollte sich nicht stoßen, wenn er Einkehr hielt im Erbhof. Das war alles, was sie tun konnte für ihn. Beten wie all die andern im Dorf... beten für seinen Seelenfrieden... das konnte sie nicht... auch nicht in dieser Nacht.

Draußen im nachtschwarzen Feld ging der Wind um eine einsame Hütte. Darin saß Juliane Krombacher bei ihrer geweihten Kerze und starrte mit großen, heißen Augen auf die billige Jahrmartsp photographie in ihren Händen. Der forsche Ulan da auf dem Bild... das

war einmal der Ragerer Franz . . . und die sechzehnjährige, bildhübsche Dirne in seinem Arm . . . mit den Blumen am Sonntagsnieder und den strahlenden Augen unter der schweren Flechtenkrone . . . das war sie selbst gewesen.

Sie strich verloren über ein Stück himmelblaue Seide auf dem Tisch: Dieses Brusttuch mit den schönen Franzen hatte er ihr damals gekauft auf dem Jahrmarkt in Krondorf. Sie waren dann Hand in Hand durch das Gedränge der engen Budenreihen geschoben worden . . . an der bimmelnden Schiffschaukel vorbei und dem Mann mit dem türkischen Honig . . . und hatten sich selig in die Augen gelacht bei Bratwürsten und schmalzgebakenen Waffeln. Der Tag war heiß gewesen und der Himmel von strahlendem Blau. Und diesem heißen Tag war eine silberne Mondnacht gefolgt . . .

Sie waren nicht mit den andern auf den Tanzboden im goldnen Schwan. Sie hatten zuviel ungekühlte Küsse im Blut. Ihre Glieder waren schwer von Sehnsucht und ihre Lippen brannten . . . so waren sie eng umschlungen in den gefährlichen Zauber jener Nacht gegangen. Heudunst zog in schweren Schwaden über das Wiesenland . . . die Grillen geigten wie toll . . . und der Mond hing groß wie ein Wagenrad in dem silbernen Blaudunst der berauschenden Welt.

Da hatten sie Hochzeit gemacht auf der Sommerwiese . . . der flotte Ragerer Franz und Juliane Krombacher . . . das schönste Mädel im ganzen Gau auf und nieder.

Das Licht der geweihten Kerze zuckte knisternd, als wäre ein Windhauch darüber hin gestrichen. Juliane drückte das seidene Tuch in der Hand zusammen und legte die heiße Stirne darauf: „Allerheiligen . . . Freinacht der Toten . . . wohin fährst du heim in dieser Nacht . . . Franz Ragerer . . . auf den Erbhof . . . oder zu mir . . .?“

Juliane sprang auf, wie aus schwerem Traum erwachend und hielt den Atem an. Ihr Herz schlug wie ein Hammer bis zum Halse hinauf, denn über die Wiese heran kamen in drängender Eile schwere Schritte. Es klopfte kurz und herrisch am Fensterladen: Nach auf!

Sie stand im Raum, die eiskalten Hände über der Brust verkrampft, und starrte auf die unverschlossene Türe, unfähig, ein Glied zu rühren.

Da wurde die Türe aufgerissen. Auf der Schwelle stand breit und groß . . . im matten Schimmer der geweihten Kerze . . . der Mann der buckligen Müllerin. Wie eine feuchtkalte Schlange kroch das Grauen über den Nacken der Juliane. Der Müller stutzte und sah sich lauernd um:

„Ist schon ein anderer da?“

Sie antwortete nicht. Ihre Mundwinkel senkten sich in Verachtung und Widerwillen. Das sah er nicht. Er hebte vor Gier und Leidenschaft. Der Dunst von Branntwein und kaltem Tabak strömte von ihm aus, als er hervorstieg:

„Ich tät einem die Knochen zerschlagen . . . merk dir das!“

Sie verschränkte die Arme über der Brust und fragte ruhig: „Du weißt, daß die Müllerin zugrunde geht, wenn du sie betrügst?“

„Daß mich in Ruh mit dem Budel!“ schrie er sie an.

„Den hatte sie damals auch schon, als du sie geheiratet hast!“

„Ich hab mich ja auch geschämt, sie zu nehmen!“

„Aber ihr Geld“ sagte Juliane, „ihr vieles Geld und die schöne Mühle . . . die Äcker . . . den Wald und die Wiesen . . . das alles zu nehmen hast du dich nicht geschämt?“

Er starrte sie an: „Was soll das heißen, Juliane?“

„Das soll heißen, daß ein Mann, der das tut, schamloser ist als eine Dirne, die sich täglich aus Not verkauft.“

Sein rotes, breites Gesicht war dumm vor Verblüffung: „Bist du verrückt?“

„Das nicht.“ schüttelte sie gelassen den Kopf: „Ich hab das Spiel nur jetzt satt. Scher dich zum Teufel!“

Da fiel er über sie her und griff nach ihr mit gemeinen Händen: „Ich will dich jetzt endlich haben . . .

ich laß mich nicht mehr länger zum Narren halten. Ich will dich . . . will dich jetzt . . .“

Ein Stuhl flog um. Wie mit Eisenklammern hielt der rasende Mensch das Weib umklammert und rang mit ihr: „Jetzt bin ich lang genug des Nachts mit dir im Mondschein spazieren gegangen wie ein Narr und hab mich verträsten lassen . . . Sieben Jahre hab ich jetzt gewartet . . . und jetzt ist's Schluß damit . . .“

Seine saugenden Küsse brannten auf ihrem Mund . . . auf Brust und Nacken. Sie wehrte sich in würgendem Ekel . . . er lachte liebestoll. Ihre Flechtenkrone löste sich auf . . . die zerzausten Zöpfe hingen ihr über die Schultern. Lachend und leuchend schleppte er sie zum Bett hinüber. Sie aber . . . rasend und schäumend in ihrer tiefsten Weibeschmach . . . riß sich los und schlug ihm die Faust ins Gesicht.

Er lehnte betäubt und ernüchtert an der Wand. Dides Blut tropfte ihm aus der Nase auf den Kirchenrod. Sie stand mit funkelnden Augen in der Senede und hielt ein scharfes Rückenmesser in der Hand:

„Ich schwöre dir bei allem, was mir noch heilig ist, daß ich dir die Kehle durchschneide, wenn du mich noch einmal anrührst!“

„Du . . .“ leuchte er, bemüht, den Blutfluß zu stillen, „Du hast mich nicht gern?“

„Daß ich mit dir die Nächte spazieren ging“ sagte sie ruhig, „das gehörte zu meiner Abrechnung mit der Müllerin. Du durftest wochenlang nicht vor Tag in die Mühle zurückkommen. Jetzt ist meine Rache vollendet . . . jetzt . . .“ Sie stieß die Türe weit auf und wiederholte gebieterisch, das Messer stoßbereit in der Hand: „Jetzt geh!“

Er taumelte völlig benommen an ihr vorüber in die Nacht hinaus. Knapp hinter ihm stieß sie die Riegel zu.

Aber bei dem Morgenläuten von Allerseelen lief sie ruhelos über die menschenleeren Stoppelfelder. Drüben im Dorf ging jetzt Groß und Klein im Trauerkleid zu seinen Toten . . . die Hände voll Blumen . . . das Herz erfüllt von wehmutsvollem Gedenken. Sie allein irrte wie eine verlorene Seele durch grauenhafte Einsamkeiten, und in ihrer Brust brannte der Gedanke wie eine schwärende Wunde:

In Heiligenkreuz liegt in einem Grab hinter der weißen Kirchhofsmauer mein Glück und mein Leben . . . meine Jugend und meine Ehre . . . und ich darf nicht hin zu diesem Grab . . . darf niemals dort weinen . . .“

So lief sie planlos in den trüben Novembermorgen über das öde Flachland, an der Hütte der Ziehmutter Hanne vorbei. Das Strohdach hing morsch und zerstört an den Lehmwänden herab. Der Wind hatte die Fensterladen aus den Haken gerissen und schlug sie gegen die blinden, zersprungenen Scheiben. Vor der Haustüre hingen die Amtssiegel des Gerichts.

Juliane lief rasch vorbei, ohne hinüber zu schauen. Durch ihren schweren Sinn ging fröstelndes Grauen. Denn die Seelen der Selbstmörder müssen als Irlichter durch die Nächte tanzen bis zur Stunde ihres natürlichen Todes. Juliane sah Nacht um Nacht von ihrem Fenster aus die kleine, huschende Flamme über die Wiese ziehen und bis zum ersten Hahnenschrei das Haus der alten Hanne umgeistern. Und ihr war, als schaue aus dem kleinen Westfenster dort drüben das kalte Gesicht mit dem straffen Scheitel und den harten, wachsamen Augen hinter ihr her . . . als hefte sich unter dem lauernden Blick hinter ihrem Rücken alles Unglück der Welt an ihre Fersen. So flüchtete sie immer tiefer in die Einsamkeit . . . über Baumwurzeln und zwischen entlaubten Büschen hindurch. Welche Blätter raschelten unter ihrem Schritt . . . der Teufelssee lag mit seinem schwarzen Wasserpiegel wie ein schreckliches Geheimnis . . . krächzende Raben zogen mit tragem Flügelschlag . . . und über allem hing der graue Himmel tief und regenschwer.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Page der Herzogin.

Historische Erzählung von Hans-Eberhard v. Besser.

Die hohen Fenster des trugig stolzen Pfalzenschlosses erleuchtete strahlende Festeshalle. Zitternd tanzte das Flimmerlicht unzähliger Kerzen in den selbstsam belebten Scheiben.

Das Gastmahl war vorüber. Die Hofmusikanten packten eilig die Geigen und Flöten ein. Die Geladenen rüsteten zum Ausbruch.

Noch immer drängte die bunt schillernde, lange Reihe der zur Tafel Befohlenen an dem herzoglichen Paare vorüber. Voll tiefer Ehrfurcht und mit höfischer Sicherheit verbeugten sich die schlesischen Edelleute, die aus der Umgegend herbei gekommen waren.

Die eine Hand auf den Degenknoß gestützt, den Federhut in der anderen, stand der Pfalz Johann Christian neben seiner Gemahlin Dorothea Sibylla, der fürstlichen Frau. Immer wieder neigte die Herzogin das Haupt, huldvoll und gütig. Wundersam schön mutete sie an in ihrer hehren, beständigsten Frauenhaftigkeit.

Hinter der hohen Frau harzte Friedrich von Logau, der Page der Herzogin. Aufmerksam blinnten die klugen Augen in die farbenvolle Bunttheit des vorbei wallenden Zuges. Feierlicher Ernst weichte die reine Kindlichkeit des bildhübischen Knabengesichtes. Unter dem samtenen Barett senkte sich das matt schimmernde Haargelock weich auf das gestickte Halskoller. Ein karmoisinrotes Wams umschmiegte die feingliederige Biegsamkeit des Edelknaben.

Hinter den letzten davonjagenden Karossen hatten sich dröhnend und polternd die massigen Torflügel des Portals geschlossen. Diener huschten durch die leer gewordenen Räume, löschten die Kerzen der bronzenen Kronleuchter.

Noch einmal schritt die Herzogin, ihrer Gewohnheit gemäß, durch die verstummten Prunkzimmer. Und Logau trug ihre seidentrauschende Schleppe. Sie traten hinaus auf den Balkon. Sterne brannten in der dunklen Weite wie silberne Gipfel, die verghohe Finsternis trönten. Lau ging der Wind. In verlorenem Schweigen ruhte die Stadt.

„Die Sterne!“ rief Logau in jäher Begeisterung, so ursprünglich knabenhaft, so allen höfischen Zwang vergessend, daß Dorothea Sibylla sich lächelnd umwandte.

„Ihr sagt das so bewundernd, Junterlein, und doch, so scheint es mir, gar traurig.“

„Traurig, Durchlaucht?“ Der Page errötete, als er seine innersten Gefühle verraten sah. „Traurig wohl.“

„Und warum?“  
„Die Sterne dort droben“, Friedrich schaute in die Himmelsferne, „glängen so anders als die daheim in Brod- hut, als wären es nicht die gleichen, als wären es andere.“

„Und sie sind Euch nicht so lieb wie die zu Haus?“  
Der Edelknabe schüttelte den Kopf. „Daheim lehnte ich oft an meinem Fenster, das der alte Giebel des Hauses überragt. Davor steht eine wipfelbreite Linde, und in der raunt und redet es. Wenn ich dann über das singende Gezweig hinweg blicke, hinauf, dann war es mir, als könnte ich in den Sternen allerlei lesen, als führe über die Linde eine lichte Bahn in den goldenen Sternengarten.“

„Kleiner Schwärmer, der Ihr seid, Ihr werdet einmal ein Poet werden.“

„Ein Poet, Durchlaucht!“ frohlockte der errötende Page beglückt.

„Ja, ein Dichter, ein wirklicher Dichter.“

Der blasse Arm der Fürstin legte sich um die zarten Schultern des Knaben. Mütterlich strich ihm ihre kosende Hand über das Haar, dann beugte sie sich nieder und küßte ihn auf die Stirn.

Der Page stand ganz still, und als er nun die Schleppe der Herzogin ergriff, die zu ihren Gemächern ging, schritt er in einem seligen Rausche hinter ihr her.

Im Zimmer des Junkers Friedrich von Logau war die Kerze in schmiedeeisernem Leuchter niedergebrannt und warf in ihrem bebenden Verlöschen schattenhafte Kreise an die Wand. Der Edelknabe saß am Tisch, das heiße Gesicht in die Arme gebettet. Vor seinen Augen stand die hohe Frau. Noch fühlte er die behutsamen Lippen auf seiner Stirn, noch vernahm er das Rauschen ihres Gewandes. In seiner jungen Seele keimte erste scheue Verehrung für eine Frau auf. Sein schnelles Herz sprach ein nie getanntes, heimlich süßes Wort!

„Liebe Dorel!“ flüsterte er leise. So nannte drunten das Volk seine Herzogin Dorothea Sibylla.

Seine Gedanken irrten ins Endlose, kamen zueinander, trennten sich, vereinten sich von neuem, und durch sein traumvolles Sinnen zog lächelnd und gütig, so anmutsvoll lieb- reizend — die Herzogin.

Fahl froh der Morgen über die Dächer von Brieg. Lautlos sank die Nacht von den Türmen, tonhell schwang in der Stadt die Frühglocke.

Da erhob sich Logau, ging ans Fenster und riß es auf. Lange schaute der Page hinaus, sah zu, wie die Sonne die Simse und Giebel, das Getümm der schlesischen Herzogsstadt sieghaft umleuchtete. Dann setzte er sich nieder, griff rasch zu Papier und Federkiel und schrieb. Mit brennenden Wangen — Verse. Er dichtete für sie!

Eine Gelegenheit mußte sich finden, bei der er der Fürstin verstoßen sein Gedicht überreichen und ihr damit seine bewundernde Verehrung ausdrücken konnte. Er überlegte — wann konnte er es tun? Bei der Mittagstafel vielleicht? Wenn er hinter ihrem hochlehnigen Stuhle stand und dem Bedienten die Schüssel abnahm, um sie mit leichter, zierlicher Verneigung darzubieten? Oder wenn er ihr vor der täglichen Ausfahrt die Fuchsstola umlegte? Nein, solange wollte er nicht warten — es mußte bald geschehen. Er umschürte das Papier, sein erstes Gedicht, mit einem rot- farbigen Bändchen und schlüpfte damit über die säulenge- stützten, stillen Gänge des Schlosses. Vor dem Schlafgemach der Fürstin legte der Page das Minnebrieflein nieder. Dort würde die Kammerfrau es finden und es ihrer Herrin als Morgengruß bringen. Voller Ungeduld verfolgte Friedrich von Logau die hingehenden Stunden des Tages. Was würde seine Herzogin sagen?

Ob sie ihren Junker und Pagen belohnen würde? Un- ruhig wanderte er in seinem Zimmer auf und nieder, erregt sahte er nach dem kurzen blanken Degen. Das grüne Leder des Wehrgehanges hatte die fürstliche Frau eigenhändig mit ihrem Namenszuge gestickt. Gewiß würde sie ihn rufen lassen, dachte er — und musterte prüfend den Sitz seiner Kniehosen, die weißen Strümpfe, die Schnallenschuhe.

Es klopfte — der Junker zuckte zusammen. Der Mar- schall des Hofes trat ein. Er trug ein Paket in der Hand und legte es vor dem Dreizehnjährigen nieder, mit dem Bescheid, daß die herzoglichen Herrschaften es schickten. Dabei spielte um seinen bartlosen, saltentreichen Mund ein scheinbar bitterer Ernst, finsterste Drohung.

Kaum hatte sich die Tür hinter dem Sendling geschlossen, da stürzte der Page hinzu und riß die Hülle auf. Ein großer Lebkuchen, auf dem das ABC in zuckerweißen Buchstaben prangte, eine prächtige Pfefferkuchenjungfer und — eine derbe Rute lagen vor ihm.

Friedrich von Logau wandte sich schamtrot ab. Er ver- stand die Lektion und blieb von Stund an nur noch — der artige Page der Herzogin.

Wenn der schlesische Dichter Friedrich von Logau später von seiner Pagenzeit am Brieger Pfalzshofe, von der schönen Herzogin Dorothea Sibylla erzählte, dann berichtete er auch immer lächelnd von dem ersten poetischen Versuch, den der „lieben Dorel“ gewidmeten Versen.

## Das Bettstattl.

Von Julius Kreis.

Dem Maler Ulrich Friedwanger hatte ein langes Leben alles gebracht, was es nach dem Glauben der Leute einem Künstler geben kann: Erfolg, Ruhm, Reichtum, Ehre . . . Seine Bilder hingen als kostbarer Besitz in den Sammlungen und Palästen der alten und der neuen Welt. Das Glück war — nach langen harten Kampfsahren — dem einfachen, stillen Mann nachgelaufen und hatte an einen, dem ein schlichter Sinn gar nicht so danach stand, seine Fülle verschwendet. Nun war er Professor, Geheimrat, Ehrendoktor und Malereggellenz geworden und sein Name war für den kleinen Mann im Volk einfach die Kunst, der Künstler. In allen Schaufenstern sah man Bervielfältigungen seiner Werke von der Postkarte bis zum Quadratmeterdruck und längst schon versuchten emsige Epigonen das, was bei seiner Kunst Blut und Seele war, mit verschämter Geschäftstüchtigkeit nachzuküßigen. Der Maler Ulrich Friedwanger hatte sein ganzes Leben lang aus Herzensgrund geschafft, voll Feuer und Liebe zum Werk, zum Leben und Bilden, und trotz Ruhm und Erfolg war sein Schaffen, losgelöst vom Tag und Markt, ein ehrliches Stück seines Selbst gewesen. Viel hatte er gesehen, erlebt, erduldet, erklämpft.

Nun war er müde geworden. Er silberte in die Siebzig hinein und lebte jetzt fern von aller Welt in einem kleinen grünumbuschten Haus in einem stillen Bergdorf bei seiner Tochter und seinen Enkeln, beschmitt die Rosenstöcke, ging den Raupen nach und sah den Immen zu. Er band der kleinen Piesel die Zopfschleife und half dem Maxl bei dem schweren „A“, daß die Tafel voll wurde, und das kleine Nesthoderl, das Reserl, durfte mit seinem weißen Bart spielen. Des Abends half er der Mutter die spielmüden Kinder mit Bist und Scherz und Schabernack zu Bett zu bringen und freute sich an dem rosig überhauchten Schlaf der Kleinen.

Die Mutter bettete das Reserl mit hübschlicher Sorgfalt ins kleine Nest und strich die Dede glatt. Dabei ging ihre

Hand von ungefähr über das kleine Bettstättl, und sie schüttelte ein wenig unzufrieden den Kopf. „Ein bißl mitgenommen sieht das Bettstättl aus“, sagte sie. „Das könnt' wieder einmal das Streichen vertragen. Ich muß doch in den nächsten Tagen den Malerwaßl kommen lassen.“

Der Großvater wandte den Kopf. Er sah das kleine Nest vom Kessel prüfend an.

„Weißt was, Bertl“, sagte er zu seiner Tochter, „das streich ich dir! Das richt' ich her auf den Glanz! Das muß nobel aussehen!“ Ganz begeistert war der Alte.

„Aber Vater! Aber Ezzellenzvater! Du — und Bettstättl anstreichen!“ — die Tochter schüttelte sich in komischem Entsetzen.

Aber der Großvater wurde warm. „Aber freilich, Bertl! Gleich morgen fang' ich damit an! Laß nur die Bevi in der Früh beim Kramer die Farb holen.“ Ganz liebevoll gingen seine jungen Augen über die Kanten und Linien des Bettstättls und die seine Hand führte schon, den Flächen nachgehend, in Gedanken den Pinsel.

„Das machen wir“, sagte er nochmals. „Ei freilich, das soll mir eine liebe Arbeit sein!“

Am anderen Morgen sah die Ezzellenz schon im Malerkittel vor dem Bettstättl und der breite Pinsel ging voll Sorgfalt, Liebe und handwerklicher Kenntnis in die Fugen und Winkel des kleinen Möbels und dazu rauchte der Alte seinen Kanaster oder piff stillbergnügt vor sich hin, so wie er's immer beim besten, frohesten Schaffen an der Staffelei gehalten hatte.

Die Tochter stand dabei und schüttelte lachend den Kopf.

„Aber Vater! Der Malerwaßl kann doch . . .!“  
„Nix da! Malerwaßl! Selber Malerwaßl! Oder glaubst d' vielleicht, ich kann's nicht grad so“, und drohend zückte er den saftigen Pinsel gegen die Tochter.

Bis in den Mittag hinein sah er am Bettstättl, vergaß aufs Essen und mit ihm die Entstellender, die jauchzend um den Großvater waren und immer wieder riefen, sie hätten gar nicht gewußt, daß der Großpapa so schön malen könnt', und der Nagl schwor bei Stein und Bein, nichts anderes als ein Maler zu werden und Bettstättln anzustreichen. Immerzu Bettstättln, und der Großvater müßte's ihn lernen.

Als er fertig war, da ging er voll Liebe um sein Bert herum und alle mühten kommen und sehen: die Tochter, die Kindsmagd, die Köchin und der alte Hansl. Und alle waren des Lobes voll und die Ezzellenz strahlte vor Freud.

„Naa“, sagte die Köchin, „naa, Ezzellenz, schöner häßl's da Malerwaßl aa net fertig bracht!“

Und die Ezzellenz freute sich über dieses Lob mehr als über manchen Orden von einst. Nachmittags kamen Freunde aus der Stadt: Künstler, Gelehrte und ein abgrundtiefer gescheiter Professor, der über Bilder schrieb.

Man sah in der Laube beim Kaffee und der Kunstprofessor konnte die Rede nicht mehr länger halten, er zergliederte und verglich und untersuchte den Parallelismus der Palette zwischen den Frühbildern unseres Meisters und seinem Werk in der Dresdener Galerie: „Dämmernde Welt“, und fand mit viel Geist und Wort die Linien zur neuen Kunst heraus, legte sie klar und entwirrte verborgene Fäden . . . es prasselte nur so von „ismen“ und „ungen“ — indes der alte Maler mit seinen großen, grauen Augen in den Garten sah und damit einer brummelnden Wespe von Blume zu Blume folgte. Und auf ihr Brummeln hörte er viel lieber als auf das Blätschern des Kunstprofessors.

„Und an welchem Werk, verehrter Meister, haben Sie wohl am liebsten gearbeitet, was dünkt Sie selbst um Ihr Schaffen in den letzten Jahren der Vollendung Ihrer Kunst?“

Der alte Meister lächelte fein, — es war wie Verlegenheit und leise Abwehr, was um Augen und Mund ging, als der Gast ihm mit der Kunstsuada so dicht auf die Haut rückte.

Seine Hand machte eine unbewußte Abwehrbewegung, als wollte er das Reden um sein Werk von sich weisen wie einen lästigen Müdenschwarm. Er sagte in seiner stillen, ein wenig müden, gelassenen Art und nicht sehr bewegt von Frage und Antwort:

„Mein lieber Professor, ich weiß es selbst nicht. — Es ist wohl wie mit Kindern. Man hängt an allen gleichermaßen. Zorn und Liebe, Bitterkeit und Freude, Hoffnung und Enttäuschung ist dabei. Manches geht weg und wird fremd, man kennt es nimmer, versteht das eine oder andere nicht mehr, es gehört der Welt, der Fremde, gehört den vielen . . . gehört irgend einem, indes der Vater . . .“

Der Maler brach die Rede ab und sah wieder in den abendlichen Garten.

Es wurde kühl, man ging ins Haus und zeigte den Gästen Ban und Anlage des Landstükes, denn es war am Nachmittage einmal von Landhäusern und ihrer zweckvollsten Bauart die Rede gewesen.

Man kam auch ins Kinderzimmer. Dort stand das kleine

Bettstättl, weiß farbig glänzend und es duftete noch von Farbe und Arbeit im Raum.

Der alte Maler ging darauf zu, besah seine Arbeit nochmals, wie verstohlen, mit liebevoller Zufriedenheit, und als sich die Gäste schon zur Tür wandten, um wieder auf den Gang zu treten, da stand der Alte immer noch vor seinem Tagwerk und in seinem Gesicht war ein glücklicher Schimmer.

Der Kunstprofessor wandte sich um und wollte etwas fragen. Da wies der Maler lächelnd auf das Bettstättl und sagte zu ihm:

„Sehn S., Herr Professor, mein letztes Werk!“

„. . . W — wie meinen Ezzellenz? Sie selbst . . .?“  
Der Kunstprofessor bekam große, runde, hilflose Augen: „Belieben zu scherzen! Großartig! Der Geheimrat als Anstreicher! Großartiger Scherz!“

„Ja“, sagte der Maler und in seiner Stimme war ein kleiner, fast unmerkbarer Bruch . . . „Mein letztes Werk und eins von den glücklichsten . . .“

„— Finden Sie nicht, Herr Kollege“, sagte der Kunstgelehrte auf der Heimfahrt, „finden Sie nicht, der Meister wird jeht alt — sehr alt und merkwürdig — manchmal sehr merkwürdig . . . Also das mit dem Bettstättl . . .! Tolle Sache! Eine Anstreicherarbeit nennt er eine seiner glücklichsten! — Toll, nicht wahr!“

## Sein Wunsch.

Von Max Jungnickel.

Sehenswert ist das, richtig sehenswert: der kleine Junge macht den Aufschwung. Und dazu noch an der Teppichklopfstange. Das ist wahrhaftig nicht einfach. Ein achtjähriger Junge macht den Aufschwung an einer Stange, die er kaum umfassen kann, und die er erst erklettern muß. Das soll mal einer nachmachen! — Und dann das größte Kunststück: er bringt zwei Klimmzüge fertig. Auch das ist eine sehenswerte Angelegenheit. Ich sage freilich immer: „Alle guten Dinge sind drei“, um den Jungen zum dritten Klimmzug zu ermutigen, doch ich wage selbst nicht, einen Klimmzug vorzumachen, weil ich kein Zutrauen habe zu meiner Muskelstärke. Eigentlich ist das feige von mir, aber ich will meinen Vaterrespekt nicht in die Brüche gehen lassen. Der Junge versucht immer und immer wieder, ob er nicht dreimal den Klimmzug zwingen kann. Das Glück und die Kraft wollen leider nicht recht ran. Ich sehe, wie ihm zu Anfang des dritten Klimmzuges das Blut rot ins Gesicht steigt, wie die Stirnader anschwillt, der ganze Kerl verzerrt wird. Ein tolles Bild. Und dabei grunzt und jault er. Er will es schaffen, aber es geht nun einmal nicht. Er versucht immer und immer wieder. Er will den Klimmzug ertrocken. Sein ganzes kleines, junges Leben scheint nur noch um den dritten Klimmzug zu kreisen. Ich fühle, wie er darunter leidet, daß er das Kunststück nicht vor den Nachbarskindern mit Triumph ausführen kann. Er tut mir manchmal leid, der kleine Junge.

Vorgestern abend gingen wir unterm Sternenhimmel nach Hause. Er fragt dies und das, und dann fragt er auch: „Wie kommt es, daß die Sterne nicht vom Himmel fallen? Sie hängen doch nicht so fest, da sie immerzu wackeln.“ — Ich erkläre ihm, daß manchmal Sterne vom Himmel fallen. Wenn man nun einen Stern fallen sieht, so muß man sich schnell etwas wünschen. Der Wunsch geht dann immer in Erfüllung.“ Ja, das sage ich ihm. Und dann erzählen wir wieder von anderen Dingen. Er aber ist ziemlich schweigsam, immer die Augen zum Sternenhimmel erhoben. Etwas Wartendes haben seine Augen. — Und da! — Auf einmal fällt tatsächlich ein Stern vom Himmel. Wahrhaftig, er ist aus der Himmelkrone gerollt und fährt nun leuchtend zur Erde nieder. Ein großer, ein ganz großer Augenblick. Der kleine Junge steht wie verzaubert. Mir ist, als ob er die Sprache verloren habe. Vielleicht hat er unendlich die Empfindung, daß sein brennender Wunsch, sein starker Wille es gewesen ist, der den Stern vom Himmel gerissen hat. Er kommt mir etwas schuldbewußt vor. Neugierig frage ich den Kleinen: „Na, hast du dir was Schönes gewünscht, als der Stern runterkam?“

Er steht auf einmal wie verklärt und nickt nur.

„Na, was hast du dir denn gewünscht?“

Da sagt er, so selbstbewußt und jubelnd: „Daß ich morgen drei Klimmzüge fertigbringe!“ —

„Ja, es ist keine Kleinigkeit! Wenn ein kleiner Junge am Montag drei Klimmzüge machen möchte, dann muß am Sonntagabend ein Stern vom Himmel gefallen sein. — Denn am nächsten Tage, weiß der Himmel, am nächsten Tage machte er drei Klimmzüge so flott und sicher, als ob er schon lange Borturner in einem Turnverein gewesen wäre.“